

Verlag Bibliothek der Provinz

Rosa Kurzmann
KATZ AUS!

Roman

Rosa Kurzmann
KATZ AUS!

Roman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-464-3

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at



KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



Meinen Kindern
Ute und Rainer
und meiner Enkeltochter
Tina
gewidmet

Es ist ein absolutes Wunder, dass ich davongekommen bin. Geboren am oberen Ende des Waldviertels, in einer ärmlichen Gegend mit langen schneereichen Wintern und kalten Winden, die aus dem Böhmisches herüberkamen, Grüße aus der Eiswüste des hohen Nordens mitbrachten und die karge Landschaft für Monate knebelten. Und der Sommer mit seinen hagelschwangeren Gewittern, manchmal so kurz, dass das letzte Getreide kaum noch reifen konnte, bevor der erste Schnee fiel. Oder so viel Regen, dass die Garben nicht trocknen konnten und auf den Kornmandln die Körner zu sprießen begannen. Das trug nicht gerade dazu bei, einen kleinen Bauern, wie meinen Vater, wohlhabend zu machen. Ein Land, das kaum einmal mehr hergab als nur das Notwendigste zum Überleben. Obwohl die Menschen hart arbeiteten, nur hart arbeiteten.

Und ich, auch ein Gewächs dieser windigen, kalten Gegend, hatte dazu noch einen ungeduldigen Vater, der immer zu weit nach vorne dachte, in erster Linie wo er seine Kinder unterbringen könnte, um etwas mehr Luft rund um den grob gezimmerten Esstisch zu bekommen, und als Draufgabe eine Pepitant.

So oft so fern dem Elternhaus, der Mutter.

Es schmerzte sehr, das Fernsein. Nicht teilhaben können am Leben in dem kleinen, aus groben Granitsteinen erbauten Haus. Immer wenn ich wegmusste, plagte mich unentwegt das Heimweh. Die Sehnsucht nach dem warmen, modrigen Geruch, der aus dem Stall durchs Vorhaus zog, nach der Wärme des alten Herdes, der von September bis Juni nie auskühlte. Nach den warmen Ziegelsteinen, die Hedwig, unsere Mutter, uns Kindern ins Bett legte, wenn sich der Schnee auf dem Fensterbrett türmte, nach den Spielen, die ich mit meinen Geschwistern meist außerhalb der Sichtweite des Vater spielte, nach der Fröhlichkeit des Vaters, wenn er an langen Winterabenden die Ziehharmo-

nika herauskramte und zu spielen begann, nachdem er wieder ein oder zwei Löcher am Blasebalg abgedichtet hatte, nach den liebenden Händen von Mutter, wenn sie mir die Zöpfe flocht und mir dabei Geschichten erzählte. Diese Sehnsucht machte mich krank.

Wenn das Spielen auch im Allgemeinen nicht erlaubt war, außer sonntags, so fanden wir Kinder doch immer wieder eine heimliche Ecke und etwas Zeit zum Tollen und Herumalbern.

Wir flochten Margeritenkränze, um damit unsere Köpfe zu schmücken, sodass wir aussahen, als wären wir Bräute. Wir kugelten über den Hang beim Bichl, bis uns ganz schwindlig wurde, versteckten uns im Heustadl, wo der eine oder andere manchmal gar nicht gefunden werden wollte, um vielleicht doch ein paar der täglichen Pflichten zu entgehen, oder der meist folgenden geharnischten Predigt des Vaters, doch nicht immer den ganzen Tag zu vertun. Wir kletterten auf Bäume, um unsere Welt auch von oben ausmachen zu können.

Ich liebte meine Katze, ich hatte immer eine eigene, wenn auch manchmal nur für kurze Zeit, weil sie der Fuchs fing oder sie sich sonst wo verlor. Ich spielte mit ihr und legte mich gern zu ihr, um sie schnurren zu hören, was mich sehr beruhigte. So sehr, dass ich manchmal einschliefe. Mein Bruder Bruno schnitzte mit Vorliebe an Haselnussstecken herum, die er dann manchmal Vater schenkte, als Gehstock, um ihn zu besänftigen, wenn er wieder einmal aufs Höchste erregt durchs Haus stürmte und alles andere als liebevolle Tatscherl austeilte. Oder er schlug Nägel in einen Holzstock, im Bemühen, es doch einmal zu schaffen, mit einem einzigen Schlag den Stift zum Verschwinden zu bringen. Hinterher hatte er dann immer viel zu tun, sie wieder herauszuziehen, fein säuberlich gerade zu klopfen und wieder in das Kisterl zurückzulegen, damit er sich

nicht den Unmut des Vaters zuzog, der es sich verbat, solch kostbare Dinge als Spielzeug zu benützen oder gar zu verderben. Er fabrizierte Stöcke mit seitlichen Halterungen, auf die wir uns stellten und so herumstaksten. Damit veranstalteten wir meistens einen Wettbewerb, wer sich am längsten darauf halten und wer am weitesten staksen konnte.

Das alles war so weit weg, wenn ich als Probekind an Bauern in der näheren und ferneren Umgebung verliehen wurde. Als Ersatz für nicht erfüllte Kinderwünsche, oder als Mädchen für alles, das dann doch nicht genügte, weil zu viel Heimweh, zu kränklich und zu wenig ausdauernd.

Aber man sagt ja, nur die Harten kommen durch.

Dreizehn Kinder und kein bisserl Gwand, kein bisserl Geld, doch Gott sorgte für die Kinderschar, für die Haserl ohne Graserl, aber nur gerade so viel, dass es uns nicht an den Kragen ging.

Zweien meiner Geschwister war kein langes Leben bestimmt. Ein Knabe starb nach der Geburt, und Ignaz fiel in den Sickerschacht der Jauchegrube, als er gerade einmal zwei Jahre alt war. Aber wir elf durften ins harte Leben beißen. Keine Zuneigung ohne Leistung, keine Erziehung zu Höherem, keine Ausbildung zu einem besseren Leben, nicht fragen dürfen nach dem Warum. Gottgläubigkeit, Gehorsam, Bescheidenheit, Arbeit, Pflicht, und Strafen, wenn wir nicht folgten, auch Mutter musste sich daran halten, und alles in der richtigen Reihenfolge, alles zur richtigen Zeit, am Ende alles Routine. Dazu gehörte die Schule, weil es Gesetz war, und der Kirchgang, weil wir doch so gläubig waren.

Außerdem hätte ein Sonntag ohne Kirchgang den sofortigen gesellschaftlichen Niedergang bedeutet. Das Ansehen wäre über Nacht dahin gewesen, so eine Familie wäre sofort und direkt in die Schande abgerutscht und fortan darin stecken geblieben.

Armut – das hieß in allen Dingen des täglichen Lebens immer zu wenig zu haben, sei es Bekleidung oder Essen oder Werkzeug – ist keine unmittelbare Schande, sagte der Vater, der unumschränkte Herrscher des Hauses. Wichtig ist, dass keiner etwas Unrechtes tut. Das wäre eine Schande. Und er sagte immer, dass es noch viel ärmere Leute gebe als wir es seien, und ich glaubte ihm immer gerne, weil ich nicht wollte, dass wir so ein armseliges Schlusslicht sein sollten in der Gemeinde.

Wir hatten ja doch ein eigenes Haus, wenn auch so mancher Gläubiger hin und wieder die Hand danach ausstreckte und Vater mit Müh und Not wieder einen Aufschub bekam, weil dieses armselige Sacherl ja eh niemand haben wollte. Den Ernst der Sache haben wir Kinder aber nie wirklich begriffen.

Wir hatten ein Dach über dem Kopf, zwar nur ein Strohdach, durch das es auch dort und da einmal durchregnete, aber das war nicht so schlimm, denn wir hatten einen Vater, der sehr geübt war im Flicken von Haus und Dach, wenn er es auch nie schaffte, alles gleich dann zu reparieren, wenn es kaputtgegangen war. Das war sehr viel wert.

Außerdem hatten wir viel Natur. Flöhe im Bett und Läuse am Kopf, viel Vogelgezwitzcher, allmorgendlich Rehe im Krautacker. Wir hatten Karotten im Garten, Sauerampfer auf der Wiese und die besten Kartoffel der Welt. Es gab ein paar Hühner, die regelmäßig ihre Eier ins Nest legten, und Gänse als Tuchentlieferanten. Ein paar Kühe gaben zwar nicht immer, aber doch die meiste Zeit so viel Milch, dass wir uns etwas Butter und Topfen aufs Brot streichen konnten, und sie lieferten den Mist für die Äcker, der dann wiederum die Kartoffel und den Roggen gedeihen ließ. Wir mästeten ein, manchmal auch zwei Schweine und wir hatten die Erlaubnis, Brennholz aus dem Herrschaftswald zu entnehmen.

Das war ja schon wirklich fast ein Reichtum, wenn man so einen alten Einleger als Beispiel von Armut danebenstellte. Ein Einleger war jemand ohne Familie, ohne Dienstplatz, ohne Unterkunft, ohne Habe, meistens ein Mann, an eine Frau kann ich mich nicht erinnern.

Es war ein ungeschriebenes Gesetz, dass so ein Einleger wenigstens zwei Tage bei einem Bauern Kost und Logis bekam. Nur die ganz Groben verwehrten dies manchmal, was aber eine schlechte Nachrede nach sich zog. Doch gefreut hat sich keiner über so einen Besuch. So mussten sich die Einleger von Hof zu Hof fretten, um etwas zu essen und im Stall oder in der Scheune eine Liegestatt zu ergattern. Sie besaßen nur so viel, dass ihr ganzes Hab und Gut in einem Kopftuch, das an den Zipfeln zusammengebunden war, Platz hatte. Eine kostengünstige Unterbringungsmöglichkeit für ihre Habseligkeiten, außerdem war so ein Pinkerl nicht schwer, was von Vorteil war für die meist nicht sehr kräftigen Leute. Besonders im Winter war es schlimm, da gab es fast keine Arbeit für sie, da hatten die Bauern die wenigste Freude mit ihnen. Es sei denn, einer war geschickt und konnte Rechen reparieren, Butten oder Söchter machen oder dergleichen. Im Sommer war es besser, da halfen sie auf dem Feld bei der Ernte und ein ordentliches Essen war ihnen gewiss, vorausgesetzt sie waren arbeitsfähig und arbeitsfreudig.

Während des Krieges wurde in unserer Gegend die wichtigste Straße instand gesetzt. Da konnte mein Vater ein wenig Geld verdienen, aber leider musste er das im Lagerhaus wieder abliefern, weil er dort fast immer Schulden hatte. Es tat ihm leid um das Geld, aber wenn er nicht bezahlt hätte, hätten sie ihm eines Tages den kleinen Hof wirklich weggenommen. Er war überzeugt, dass wir dank seiner Arbeit beim Straßenbau nicht unser ganzes Hab und Gut verloren haben.

Immer wieder brauchte er etwas vom Lagerhaus und nie hatte er Bargeld. Gerätschaften wie Haue und Krampen, Zaumzeug für die Pferde oder ein Hirnplattl für die Ochsen, Thomasmehl und Kali für die Felder, Ketten für die Tiere, die im Stall angehängt, und für die Ziegen und die Schafe, die einen ganzen Tag auf der Weide angehängt werden mussten, weil wir Kinder ja in der Schule waren und sie daher nicht beaufsichtigen konnten. So hatten sich die Schulden angehäuft und nun konnte er alles mit dem Geld vom Straßenbau bezahlen.

Wir hielten uns, auch mit etwas Glück und viel Mühe und Entbehrungen, über Wasser. Es gab immer so viel, dass wir nicht verhungerten und nicht erfroren. Und dafür bedankten wir uns jeden Sonntag bei unserem Herrgott, indem wir aufrechten Ganges bei jedem erdenklichen Wetter in die Messe pilgerten. Der Vater ging nach der Messe zum Höfinger und aß mit Vorliebe ein Kalbsbries, das im Rinderschmalz schwamm, und trank dazu ein Glas Wein. Die Mutter nahm alles Bargeld, den Erlös ihrer Eier oder eines Striezels Butter, den sie beim Baier ablieferte, um ein Kilo Reis oder etwas Salz zu erstehen. Oft musste sie anschreiben lassen. Wir drei, die Jüngsten, Bruno, ich und Annerl, waren immer bei ihr. Aber Bruno wäre lieber bei Vater gewesen als bei uns Weibern und trieb sich öfters mit anderen Buben auf dem Platz vor der Kirche herum, vorausgesetzt, dass es der Vater nicht sah. Der Vater wollte nicht gestört sein bei den wichtigen Gesprächen, die in so einem Wirtshaus am Sonntagvormittag geführt wurden. Und er hatte uns Kinder lieber unter Aufsicht von Mutter, um sich nicht der einen oder anderen Missetat seiner Kinder schämen zu müssen. Ich und Annerl gingen gerne mit, denn es gab doch manchmal ein Stollwerck, und das war genug, um dem Kirchgang einen Sinn zu geben. Nur wenn Mutter kein Geld hatte, wenn sie anschreiben lassen

musste, mit dem Versprechen, in den folgenden Wochen die Eier abzuliefern oder einen Strizel Butter, gab es nichts Süßes für uns. Dann waren wir auf die Großzügigkeit von Frau Baier angewiesen, die ab und zu kostenlos ein Zuckerl herausrückte. Einmal im Jahr, wenn Mutter die Gänse ablieferte, gerupft und die Federn fein geschleißt, konnte sie für ein paar Wochen oder sogar Monate von dem Guthaben zehren, wenn Vater nicht irgendeiner dringenden Zahlungsverpflichtung nachkommen musste. Ganz genau wusste er allerdings nie Bescheid über den Umsatz von Mutter.

Endlich war die Zeit des Krieges vorbei, doch der Aufschwung ließ im Waldviertel auf sich warten. Hitler war ein berechnender Mann gewesen. Er ehrte die Mütter, die viele Kinder gebaren. So sorgte er für sein Kanonenfutter. Auch meine Mutter bekam das Mutterkreuz, das goldene, als 1939 Bruno zur Welt kam. Er war das neunte Kind. Da gab es schon Gold. Aber echt war es nicht. Es hat nur so gegläntzt. Mutter sagte das nicht allzu viel. Um die Kinderbeihilfe war sie schon froh. Als sie uns das einmal erzählte, hat sie ein bisschen gelacht und gemeint: »Seids ja eh alle so dahergekommen, ob mit oder ohne Kreuz. Naja, das Geld, das kann man schon brauchen, und Vater weiß immer, wo es hingehört.«

Der Krieg hat uns Gott sei Dank nicht allzu schlimm erwischt. Wir waren zu jung. Zwei meiner Brüder waren zwar dabei, sind aber heil wieder heimgekommen.

Hermann, er war der Älteste, musste 1943 als Achtzehnjähriger einrücken, und Ferdl meldete sich 1945 zum Volkssturm. Freiwillig, er war erst sechzehn. Er hätte sich nicht abhalten lassen, erzählte er uns einmal. Auch Vater meinte, das seien wir dem Hitler schon schuldig. Wegen der neuen Straße und so, und auch wegen der Nachbarn,

die es nicht verstanden, dass Vater so lange nicht eingezogen wurde. Zu dieser Zeit zog man aber auch Vater ein. Im Herbst vierundvierzig musste er gehen. Nachdem er nicht kriegstauglich war, er hatte schwere Magenprobleme und hustete ständig, wurde er einem Oberst als Hausbursche zugeteilt. Im Burgenland. Es war ein Oberst, der den Schnaps liebte. Damit konnte ihm Vater dienen. Viele Bauern in der Nachbarschaft brannten heimlich Schnaps und waren froh, dass sie etwas davon verkaufen konnten. Außerdem war manchmal ein Stück Fleisch im Haus, das nahm Vater dann auch mit, wenn er nach einem Besuch zu Hause wieder ins Burgenland musste. So hatte der Oberst immer eine gute Jause und etwas zum Trinken, und nachher schlief er viel und Vater wurde nicht zu sehr beansprucht, erzählte er uns immer, wenn wir ihn fragten: »Vater, Vater, was habst denn gemacht die ganze Zeit, beim Oberst. War es eh nicht gefährlich?«

Obwohl es uns nicht recht war, dass so viel Gutes dem Oberst gebracht wurde und wir am Hungertuch nagten oder an Dingen, die nicht so gut schmeckten wie ein schönes Stück Fleisch, trauten wir uns nicht, etwas zu sagen. Und weil Mutter meinte, es komme ja eh alles Vater zugute, Hauptsache es würde nicht zu gefährlich für ihn.

Hermann kam in Polen in Gefangenschaft, was für ihn ein Glück war, hat Vater einmal gesagt, denn wahrscheinlich deshalb habe er überlebt. Er war ein sogenannter Heimkehrer. Der Krieg war schon längst aus, da trat er eines Tages aus dem Wald heraus. Ich saß am Fensterbrett und erkannte ihn erst, als er schon fast beim Haus war.

»Mutter, Mutter, der Hermann, der Hermann kommt.«

Da war Mutter so aus dem Häuschen, dass sie mit einem Satz auf die Bank sprang, um aus dem Fenster zu sehen.

»Hermann, Hermann«, rief sie, »bist es wirklich!«

Dann nahm sie mich in die Arme und küsste mich und drückte mich, bis mir die Luft wegblieb. So voller unbändiger Freude hatte ich sie noch nie erlebt, so hatte sie sich noch nie gehen lassen.

An Ferdls Heimkehr kann ich mich nicht erinnern. Später erzählte er uns, wie enttäuscht er war, dass sie nichts mehr ausrichten konnten. Er kam mit einer Gruppe junger Burschen ins Burgenland, wo man versuchte, ein Bollwerk gegen die Russen aufzubauen. Aber das nützte nichts mehr.

»Gehts heim, Burschen, es ist alles aus, und passt auf euch auf, wäre ja schade um euch, jetzt noch am Ende.«

Und dann war der Krieg wirklich aus.

»So was Dummes«, schimpfte Ferdl, »wir hätten es denen schon gezeigt. Einfach aufgeben. Jetzt ist doch alles umsonst gewesen. Dem Hermann seine Gefangenschaft und der Kampf von allen anderen, die als Invaliden heimkehrten oder gar nicht, und das ganze Elend rundherum. Wäre alles nicht so gekommen, wenn wir den Krieg gewonnen hätten. Das sagt auch unser Onkel, der alte Vogel.«

»Bub, halt den Mund, jetzt brauchst nicht so gscheit daherreden. Du weißt ja gar nichts und der Vogel hat auch nicht gewusst, was das für ein Krieg ist. Als hätten wir nicht mit dem Ersten Weltkrieg eh schon genug gehabt. Wir haben keinen Radio und keine Zeitung, wo wir was herauslesen könnten. Ich glaube, es ist gut, dass alles vorbei ist. So viele Invaliden und so viele Gefallene. Seids froh, dass wir alle noch leben. Acht junge Burschen vom Volkssturm haben sie umgebracht, als sie heimkamen, da war der Krieg schon aus. Und die vielen Flüchtlinge und Heimkehrer. Alle voller Hunger und ohne Plan. Und nicht wissen, wo man hingehört. Was das für ein Durcheinander war, das weißt du doch gar nicht. Gebrandschatzt haben

sie und geraubt und gemordet«, schalt ihn Vater, als Ferdl gar nicht mehr aufhören konnte zu überlegen, was man alles hätte machen können.

»Dann hat er sich selber erschossen, der Hundsfott, mit seinem Everl, das er eh nie geheiratet hat. Die hat sicher gleich der Teufel geholt. Alle zwei«, schloss Vater die Debatte.

Karl wollten sie auch noch haben, aber dann war der Krieg aus. Er blieb bei seinem Bauern, wo er als Klein-knecht arbeitete.

Hermann ging wieder zu seinen Bauern, so wie alle meine älteren Schwestern im Dienst bei Bauern in der näheren und fernen Umgebung standen. Als Dirn oder als Hausmädchen.

Später, während der russischen Besatzung, Ferdl arbeitete als Knecht beim Neuhofer, einem Bauer in unserer Nähe, gingen Vater und Ferdl hamstern. Da haben sie sich so richtig ins Zeug gelegt, besonders Ferdl, und den Russen gezeigt, dass sie alle nicht viel verstehen von ihrem Handwerk. Sie transportierten Waren von Oberösterreich nach Niederösterreich und auch über die Demarkationslinie, und das vor der Nase der Russen.

»Bis die was merken, haben wir schon alles verteilt«, prahlte Ferdl immer.

Mutter war jetzt mehr in Sorge als während des Krieges. Für sie war es viel gefährlicher, weil sie mehr wusste über das, was die Männer taten, als zu der Zeit, wo der Ferdl im Burgenland war oder der Hermann in Gefangenschaft, was wir lange nicht wussten, oder wo. Lesen war nicht ihre Stärke und der Bauernbündler interessierte sie sowieso nie.

Es war eine aufregende Zeit. Wenn Vater nicht da war in der Früh, dann waren sie vom Hamstern noch nicht zurückgekehrt. Dann war Mutter ganz ruhig, redete über-

haupt nichts mit uns und machte im Stall auch die Arbeit, die normal Vater machte. Wir durften das Wort hamstern nicht einmal in den Mund nehmen, taten es aber ständig, wenn wir allein waren.

Einmal, es war noch sehr früh am Morgen, kam Ferdl mit einem schweren Rucksack aus dem Roggenfeld heraus und huschte ins Haus. Ich sah ihn vom Bett aus, sprang sofort heraus und ging in die Küche. Ich sah, wie Ferdl etwas aus dem Rucksack holte. Eingewickelt in Zeitungspapier. Mutter kam gerade zur Tür herein und Ferdl drückte ihr sofort, ohne ein Wort zu sagen, dieses Etwas in die Hand. Mutter machte das Papier auf und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sofort setzte sie einen Topf mit Wasser auf, und bald breitete sich ein unvergleichlicher Duft aus. Rindfleisch köchelte auf unserem Herd und brachte unsere Mägen zum Rumoren.

Die Männer hatten wieder gehamstert und in der Nacht, im Wald, ein Rindvieh geschlagen. Ferdl erzählte uns, dass das Tier gar nicht zu bändigen gewesen war. Manchmal wollte es keinen Schritt mehr gehen, dann schoben sie es und schlugen es mit der Rute. Dann wieder sprang es wie wild durch die Gegend und entwischte ihnen einmal fast ins Dickicht. Als es dann auch noch zu muhen begann, konnten sie nicht anders. Sie mussten es schlachten. Sie wussten, dass die Russen überall sein konnten. Da war die Angst, erpapt zu werden, viel zu groß.

Der Bauer, für den es bestimmt war, hatte schön geschaut, als sie ihm das Rindvieh in Stücken, verpackt in den Rucksäcken, und den Rest später im Tragatsch anliefern und es nicht wie ausgemacht im Morgengrauen durch sein Hoftor trieben. Hätten die Russen sie erwischt, wären sie bestraft worden und eingesperrt, und sie hätten ihnen auch noch alles weggenommen, oder vielleicht wären sie sogar nach Sibirien geschickt worden, hat uns

Ferdl dann erzählt, als wir alles genau wissen wollten. Ferdl hat uns gedroht, dass wir am Sonntag nie mehr ein Zehnerl bekämen, um beim Klinger-Bäcker eine Waffel zu kaufen oder einen Zwieback, was ja eine Besonderheit war, wenn wir auch nur einmal den Mund aufmachten, wenn ein Fremder dabei war.

Kaum war Mutter aus der Küche, wollten mein Bruder Bruno und ich etwas von dieser Delikatesse kosten, bevor wir zur Schule mussten. Nachdem wir mit dem kleinen Messer nichts ausrichteten – »eine Schneid, dass man drauf auf Rom reidn kann«, meinte Bruno –, gingen wir zur verbotenen Lade und holten das große. Das Vater immer zum Sauabstechen nahm. Dann gerieten wir bei der Schnipslerei in Streit. Und das ging böse aus. Mein Bruder wollte mir das Messer wegnehmen, aber ich kämpfte wie eine Löwin darum.

»Du tust eh so blöd, gib's her«, sagte er.

Er bekam es am Griff zu fassen, ich an der Schneide. Er zog an und ich ließ nicht locker. Dabei ging die Sehne meines linken Zeigefingers entzwei. Viel Geplärr, das Blut rann in Strömen. Mutter stürzte bei der Tür herein und Bruno stieß sie fast um, als er Reißaus nahm. Der Finger musste verbunden werden, und Mutter meinte, mit dieser Verletzung könne ich nicht in die Schule gehen. »Das hört ja überhaupt nicht auf zu bluten.« So konnte ich zu Hause bleiben und bekam noch am Vormittag ein schönes Stück von dieser Köstlichkeit zu essen, im Gegensatz zu Bruno, der in die Schule musste. Es ärgerte ihn sehr, dass ich wieder so unverschämt bevorzugt wurde. Dass der Finger ab dem Mittelglied fortan steif blieb, war nicht von Bedeutung. Erst viel später ärgerte ich mich darüber, weil das beim Gitarrespielen etwas hinderlich ist.

Es schmeckte herrlich. Viel besser als das geselchte Schweinefleisch. Immer geselchtes Schweinefleisch, voraus-

gesetzt, dass überhaupt Fleisch auf den Tisch kam. Meistens nur am Sonntag, oder wenn Besuch da war.

Wenn bei uns geschlachtet wurde, gab es eine gewaltige Fressorgie. Wir schmausten wie im Traum, aber was wir hineinschlängen, konnte kein Magen der Welt verkraften. Wir bekamen alle Bauchschmerzen und es wurde uns übel, was uns aber nicht hinderte, es uns gleich darauf wieder schmecken zu lassen.

Noch am Schlachttag gab es Abgeprasseltes, dann folgten Blutwürste, Schweinsfüße in Sulz, heiße Grammeln mit Salz und Schnittlauch, Schweineschmalz mit Salz und Schnittlauch, und wenn Mutter gerade Brot gebacken hatte, war der Genuss perfekt.

Während das Fleisch im Surfass lag – es musste drei Wochen in der Sur liegen –, nahm Mutter am Sonntag immer ein Renkerl heraus und es gab Surbraten mit Knödel. Manchmal briet sie auch unter der Woche ein Stück, wenn Vater es erlaubte, und dann gab es ein kaltes Bratl zur Jause und dazu noch Bratenfett, was wir alle besonders gern aufs Schulbrot schmierten.

Dann kam das frische Geselchte, dann das gute durchgezogene Geselchte. Die schönsten Stücke bekam meistens der Baier, zwecks Schuldenzahlung. Später gab es nur mehr das fette Geselchte und zum Schluss blieb das gelbe Geselchte übrig, das ranzige, da wurde uns wieder schlecht.

Anfang August 1947 brannte unser Bauernhof nieder. Bis auf die Grundmauern. Kaum war der Brand gelöscht, holten die Gendarmen unseren Vater ab. Er wurde verdächtigt, den Brand gelegt zu haben.

Nun hatten wir kein Haus und Vater saß im Gefängnis. Das einzig Gute an dieser Situation war, dass sich die Russen in unserem Haus nicht mehr bedienen konnten. Kein Fleisch mehr in der Selchkammer, keine Eier im



Meine Eltern, 1950



Mutter, 1960



*Rosi, Resi, Fanni, Maria, Christl, Anna
Großeltern und Vater Josef, ca. 1914*

Heustadel, kein Brot auf der Brotleiter. Alles war zu Asche geworden. Auch meine Puppe und die schönen böhmischen Gläser und die Leinwand, die Mutter – ihre Eltern kamen aus dem Böhmischem – in einer Truhe am Boden verwahrt hatte und gehütet hatte wie einen Schatz. Alles dahin.

Dieser Sommer 1947 war ein richtiger dürrer Sommer. Wochenlang hatte es schon nicht geregnet. Es war Anfang August. Vater, Mutter und mein Bruder Bruno, er war zwei Jahre älter als ich, droschen mit der mit Benzinmotor betriebenen Dreschmaschine Klee. Das musste sein, denn der Same musste in die Erde im Herbst, wenn der Roggen gesät wurde. In diesem Jahr wurde nämlich wieder ein Feld zugebaut. Das heißt, ein Feld wird in eine Wiese umgewandelt. Dazu kam Kleesamen oder Grassamen in die Roggensaat. Die Samen sprossen zusammen mit dem Roggen und wurden mit ihm geschnitten. Wenn der Roggen geschnitten war, wuchs dann der Klee oder das Gras wieder nach und wir hatten ein Kleefeld oder eine Wiese. Auch war das Stroh dann ein hochwertigeres Stroh, denn es war ja mit Gras oder Klee gemischt. Das fraßen die Kühe lieber als das reine Stroh, das sie im Winter und besonders im Frühjahr, wenn das Heu knapp wurde, in rauen Mengen bekamen.

Jemand schrie: »Es brennt, es brennt!«

Mutter hatte mir angeschafft, ich müsse die Küche aufräumen, und ich war gerade dabei, zusammenzukehren, als ich hörte, wie die Maschine auf der Tenne still wurde. Gleich danach gellende Schreie im Hof. Obwohl ich erst sechs war, lief ich in die Stube, riss den Kasten auf, holte alles heraus, was mir wichtig schien, und deponierte die Sachen auf der Gstettn, unweit vom Haus.

Dass ich sofort so reagierte, kam daher, dass Vater immer, wenn es ein Gewitter gab, mit uns besprach, was jeder zu tun habe, wenn der Blitz einschlagen sollte. Dabei mussten

wir voll angezogen, auch mit Gummistiefeln ausgerüstet, sofern wir gerade ein Paar hatten, in der Stube sein und beten, dass es nicht einschlägt. Das konnte manchmal ganz schön anstrengend sein, wenn es nachts mehrere Gewitter gab. Immer aufstehen, Lampen anzünden, anziehen, beten, schlafen gehen, aufstehen, anziehen, beten, und so fort je nachdem, wie oft das Gewitter heranzog.

Aber vielleicht war es doch für etwas gut, denn nun lief ich hinaus und hinein und trug, was ich tragen konnte, und auch Annerl, meine jüngste Schwester, musste mir helfen. Wir trugen Kleider, Töpfe, Decken, Polster und Tuchenten ins Freie, und als ich dann noch einmal ins Haus wollte, um meine Puppe zu holen, stand die Haustür schon in Brand. So schnell ging das.

Das Haus war der reinste Zunder. Das mit Stroh gedeckte Dach, der Stadel aus Holz, gefüllt mit Heu und Getreidegarben, die Reisighütte, wo schon eine Menge Reisig und Holz für den Winter lagerte, die Wagenhütte, alles aus Holz. Nun saßen Annerl und ich auf der Gsettn und betrachteten zitternd und weinend vor Entsetzen das Inferno. Es krachte so laut, als hätte man Dynamit gelagert, das jetzt zur Explosion kam. Ich kannte das, weil Vater schon so manchen Granitblock gesprengt hatte, nachdem wir tagelang helfen mussten, Löcher hineinzumachen. Eine Eisenstange mit einem keilförmigen Ende wurde auf den Stein gesetzt, und wir, Bruno und ich, hielten abwechselnd die Stange, während Vater mit einem Schlegel draufschlug. Nach jedem Schlag mussten wir die Stange drehen. Am Abend schärfte er den Keil und am nächsten Tag nach der Schule ging es weiter. Bis ein etwa einen Dreiviertelmeter langes Loch entstanden war, je nach der Größe des Steinblocks. Dann wurde Dynamit hineingesteckt, mit einer Zündschnur, und die wurde dann gezündet und wir ranneten hinter einen Baum oder einen großen Stein, bevor das

Ganze explodierte. Oder auch nicht. Manchmal blieb der Stein ganz, weil zu wenig Dynamit, ein zu kurzes Loch oder was auch immer nicht ganz fachmännisch vorbereitet worden war.

Granitblöcke hatten wir viele auf den Feldern und auf den Wiesen. Wenn sie gesprengt waren, verwendeten wir sie zur Entwässerung der sauren Wiesen. Ein Graben wurde ausgehoben und die Steine so hineingelegt, dass das Wasser abfließen konnte, wenn der Graben wieder zugehaufelt worden war. Was übrig blieb, wurde am Rand der Felder oder Wiesen aufgeschichtet. Eine ganze Reihe lag zur Zeit des Brandes bereit, und die wurden dann alle zum Hausbau verwendet.

Es krachte so laut, weil wahrscheinlich wirklich noch irgendwo ein Restbestand Sprengstoff lagerte. Ferdl meinte, dass auch der Motor explodiert sei, weil der Tank noch voll mit Benzin war.

Als die Nachbarn kamen, gab es nichts mehr zu löschen. Jemand sagte: »Wir sind zu spät, aber es wäre ja eh kein Wasser da gewesen.«

Obwohl Vater und Mutter und auch Bruno gleich in den Stall gerannt waren, um das Vieh hinauszutreiben, schafften sie es nicht, alle zu befreien. Die Tiere waren nervös, rissen an den Ketten und stießen mit den Hörnern um sich, so dass es lange dauerte, bis eines losgelöst war und hinauslaufen konnte. Nun rannten die Nachbarn nach dem Vieh, das wie verrückt auf den Feldern herumstürmte, besonders die Tiere, die verletzt waren. Eine Sau hatte sich in letzter Minute befreit und lief dann mit herzerreißendem Gequiecke über die Wiese Richtung Wald. Sie war voller Brandwunden. Eine andere hörte ich noch im Stall schreien, als alles schon lichterloh brannte. Später stieg aus dem Gluthaufen ein Geruch von verbranntem Schweinefleisch auf.

In ein paar Stunden war alles vorbei. Ein Haufen Asche, aus dem die Grundmauern des Wohnhauses und des Stalles gespenstisch herausragten. Die verbogenen Eisenteile der Dreschmaschine lagen da wie ein zusammengeschlagenes Gerippe. Eine Rauchsäule stieg aus den Glutnestern des Heustocks auf, und eine an der Stelle, wo unsere Lotti hing.

Ein Nachbar, der das versengte Schwein im nahen Wald notgeschlachtet hatte, kam über das Feld auf die Brandstatt zu. Er war über und über mit Blut befleckt. Er hatte das Tier irgendwo im Wald gefunden und gleich abgestochen.

»Gott soll es ihm vergelten«, sagt eine Nachbarin, »dass das arme Vieh nicht mehr leiden muss.«

Gleich dachte ich daran, dass es nun sofort in das Surfassl müsse, damit es nicht schlecht würde in dieser Hitze. Aber es gab keinen Wagen, um das Schwein aus dem Wald zu holen, kein Surfassl zum Einsuren und keinen Keller, wo man es kühl stellen hätte können.

Nun würde das Leben noch schwieriger werden, als es ohnehin schon war. Da war ich ganz sicher. In diesen zwei oder drei Stunden, in denen alles verbrannte, wurde es aber noch viel schwieriger, als ich ahnen konnte.

Gut dass es die Nachbarn gab. Sie halfen, wo es notwendig war, trösteten uns, besonders uns Kinder, und schauten auf das bissel Vieh, das wir noch hatten. Ich war überzeugt, dass sie auch wissen würden, wie es nun weitergehen sollte mit uns. Das war immer so, wenn es in unserer Gegend irgendwo ein Unglück gab. Da hielten die Leute zusammen und nahmen auch einmal einen Nachbarn auf nach so einem Unglück, und jeder packte zu. Zum Unterbringen gab es ja nun nicht mehr allzu viel, außer jene Sachen, die Annerl und ich herausgeschafft hatten und die noch immer auf der Gsettn lagen. Dass wir so viel gerettet hatten, brachte uns viel Lob ein.

Große Besprechung unter den Erwachsenen. Der Zaussinger, unser nächster Nachbar und Onkel, nahm uns auf. Seine Frau war die Schwester meines Vaters und sie waren nicht immer gut zu sprechen auf uns. Aber jetzt schien mir, gab es keine Feindseligkeiten. Sie hatten ein leeres Auszugshäusl und da durften wir vorerst einmal einziehen. Da war ich aber froh, denn es wurde schon Abend und wir waren doch so unsagbar müde, und ich konnte mir beim bestem Willen nicht ausdenken, wo man eine Nacht verbringen könnte, wenn man kein Dach mehr hat über dem Kopf.

Während die Erwachsenen noch immer berieten, kamen zwei Männer aus dem Wald heraus und gingen auf die Brandstatt zu, genau zu der Stelle, wo Vater stand und mit einem Nachbarn redete. Es waren zwei Gendarmen, die sich gleich an Vater heranmachten. Der Nachbar ging dann zu uns und erzählte uns, dass sie ihn ausfragten, wie das passiert sei.

Nie hätte ich erwartet, dass so ein Gendarm Mitgefühl haben sollte, er präsentierte ja das Gesetz. Und ich wusste auch, dass Vater ihnen immer ein großer Dorn im Auge war, weil er es sich verbat, unseren Bubi anzuhängen, unseren Hund. So oft es auch Schwierigkeiten gab, Vater sagte immer: »Der Bubi, der wird nicht angehängt, wegen denen. Kommt eh nur alle heiligen Zeiten einer vorbei, da sollen sie ihn kelzen lassen.«

Sie hätten uns schon fragen können, ob denn auch alle gesund seien. Besonders ich hätte viel zu erzählen gehabt. Doch es interessierte sie nur eines: Wie ist das passiert?

Wir Kinder wurden inzwischen beauftragt, die drei verbliebenen Kühe, Lotti war nicht mehr dabei, die zwei Ochsen, die Hühner mit dem Hahn und etliche Gänse in das Auszugshäusl des Onkels zu bringen, das ein paar hundert Meter entfernt oberhalb des Hügels hinter

unserem Haus lag. Die Schafe und die Ziegen waren noch immer auf der Weide an der Kette, Gott sei Dank. Die hatten überhaupt nichts mitbekommen. Bubi, unser Hund, lief von alleine mit, und die Katzen waren nicht zu sehen. Als Letztes suchten wir die Gänse und trieben sie Richtung Auszugshäusl. Da sahen wir gerade noch, wie unser Vater von den Gendarmen abgeführt wurde. Er drehte sich zu uns, sagte aber nichts. Er schien furchtbar wütend zu sein. Er stieß den Gendarm mit seiner Schulter weg, als der sich bei ihm einhängen wollte.

Die Ziegen und die Schafe bekamen einen Verschlag im Zaussinger-Stadl, und für die Ochsen fand sich in ihrem Stall noch ein Platz. Die drei Kühe passten ins Auszugshäusl, und auch die Hühner und die Gänse. Für sie machte jemand einen provisorischen Verschlag.

Der folgende Abend war die Fortsetzung der Katastrophe. Der einzige Trost war, dass die Zaussinger-Leute und ein paar Helfer das Schwein ins Surfassl verfrachtet hatten. Da würde es morgen Schweinsbraten geben und all die anderen guten Sachen, die so ein Surfassl noch begleiteten.

Ein Problem war die Kühlung. Sie verbrachten es in den Keller, aber auch da war es zu warm, waren alle einer Meinung. Da bot ein anderer Nachbar uns seinen Keller an. Auch er war nicht immer gut zu sprechen auf uns, weil er sein Bein im Krieg verloren hatte und nicht verstand, warum Vater nie an die Front musste. Er hatte sich einen Keller gegraben, ganz tief und ganz verborgen. Das hatte bis zu diesem Tag keiner gewusst. Er musste also doch ein gutes Herz gehabt haben, wenn er uns das anbot. Was es mit diesem Keller auf sich hatte, das begriffen wir erst später. An dem Tag, als wir beim Kühehüten ein ganz besonderes Erlebnis hatten.

Wir hüteten gerade unser Vieh auf einem Grundstück, das an den Grund dieses Nachbarn angrenzte. Ein paar

Gendarmen gingen auf das Nachbarhaus zu. Nach einer Weile gingen sie wieder weg. Mit dem Nachbarn im Schlepptau. Dann lief die Nachbarin aus dem Haus, Richtung Wald, wo die Gruppe eben verschwunden war. Schließlich liefen die Kinder heraus und sahen dorthin, wohin alle gegangen waren.

»Karl, komm her!«, schrie Bruno. Sie sahen zu uns her und überlegten scheinbar. Dann kam Karl zu uns herauf, aber Frieda, seine Schwester, ging ins Haus.

»Was ist denn los bei euch?«, fragte Bruno. »Brauchts was?«

»Ihr seids schuld. Ihr habts uns verraten. Gebts es doch zu. Niemand hat was gewusst vom Keller, bis ihr das Surfassl voriges Jahr bei uns eingelagert habt. Jetzt hat Vater wieder einmal etwas zu essen heimgebracht und es in dem Keller gelagert, in dem euer Surfassl war. Woher hätten sie denn das sonst gewusst, ha?«

»Wir haben sicher nichts gesagt«, verteidigte uns Bruno. »Unser Vater ist der Letzte, der den Gendarmen was zukommen lässt. Wir haben sicher nichts gesagt, zu niemanden. Sicher hat jemand was herumerzählt und es ist den Gendarmen zu Ohren gekommen, und jetzt haben sie halt nachgeschaut. Wir können sicher nichts dafür, glaub uns das.«

»Kann schon sein«, sagte Karl und schaute verdrießlich in die Gegend. Er tat mir so leid. Schließlich wusste ich, was das heißt, wenn der eigene Vater abgeführt wird.

Als Karls Mutter aus dem Wald wieder herauskam, trug sie etwas Schweres. Karl ging ihr entgegen, um ihr beim Tragen zu helfen.

Am nächsten Tag, wir waren wieder beim Kühehüten, waren wir nicht schlecht erstaunt, als der Nachbar schon wieder nach Hause kam.

»Gott sei Dank ist er wieder da«, sagte Bruno, und nach einer Weile hörten wir ein großes Geschrei.

ROSA KURZMANN

1941 in Rammelhof als neuntes von elf Kindern der Bauersleute Hedwig und Josef Kurzmann geboren. Die Kindheit verlebte sie abwechselnd in Rammelhof und bei verschiedenen Familien in anderen Gemeinden.



1959 ging sie nach Linz um eine Lehre als Köchin zu absolvieren. 1965 heiratete sie, bekam zwei Kinder. 1969 kam die Scheidung. Sie absolvierte zahllose Kurse im WIFI und Volkshochschule und arbeitete fortan im Büro bei verschiedenen Firmen bis zur Pensionierung. Sie war 25 Jahre als Mädchen für alles in einem Linzer Theaterclub tätig, hat auch verschiedene Rollen gespielt und ging so oft es sich ausging Bergwandern und Radfahren.

Nach der Pensionierung machte sie große Radreisen durch Europa und Neuseeland, ging trecken nach Nepal, und besuchte unter anderem auch Indien und Kaschmir mit dem Rucksack. Später kaufte sie sich ein kleines Häuschen in der Nähe von Windischgarsten wo sie bis heute lebt.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien